

Friedemann Spicker • Jürgen Wilbert

„Läuse der Vernunft“ –
ein literarisch-musikalischer Abend zum Gedenken an

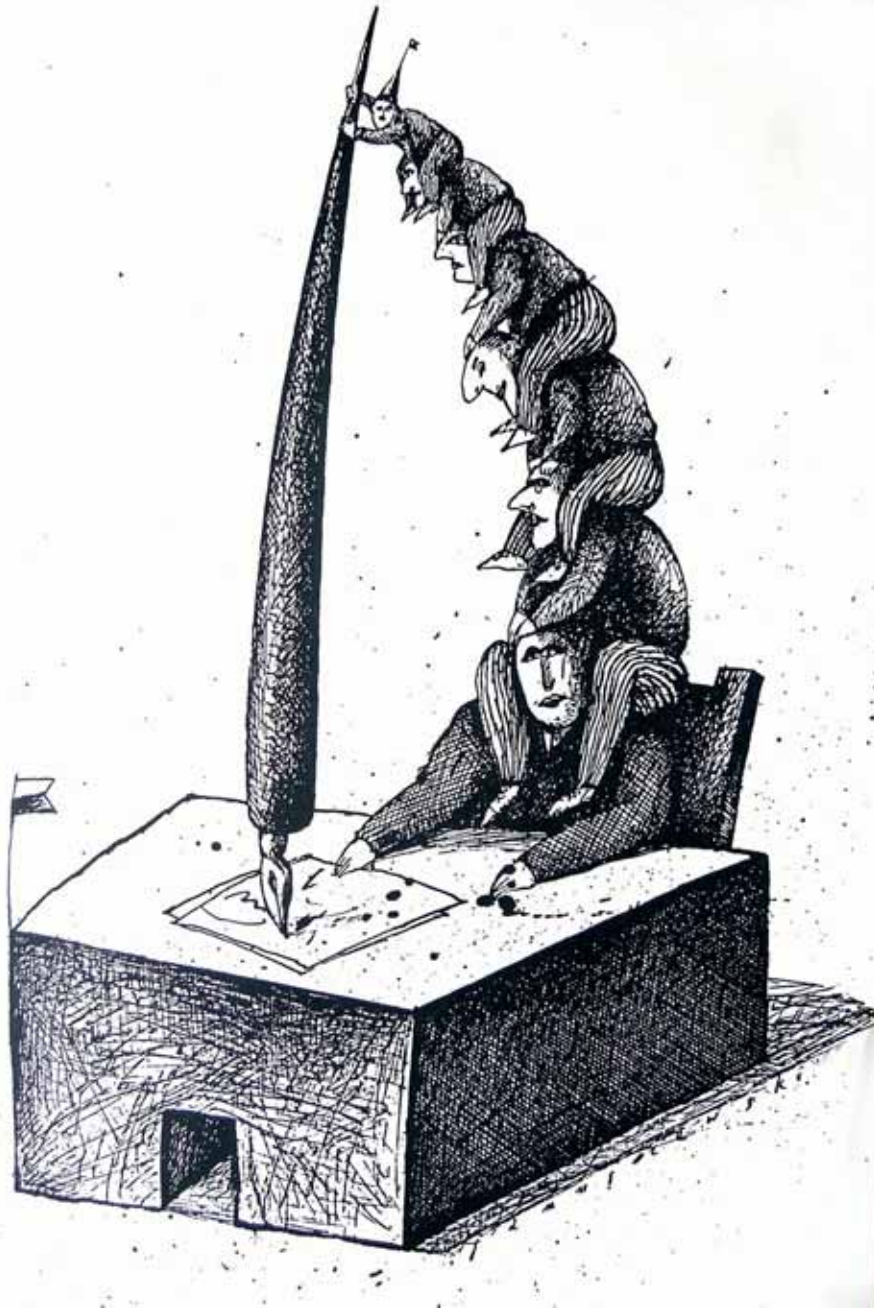
250 Jahre
Johann Gottfried Seume

200 Jahre
Friedrich Hebbel

Deutsches Aphorismus-Archiv

DAphA
Hattlingen

The logo for the Deutsches Aphorismus-Archiv (DAphA) features a stylized quill pen in a light green color, positioned diagonally across the letters 'ph' in the word 'DAphA'. The letters 'DA' and 'A' are in a bold, dark red font, while 'ph' is in a lighter red font. Below the main text, the word 'Hattlingen' is written in a smaller, dark red font.



Zygmunt Januszewski: „Schönschreibhochschule“

Friedemann Spicker • Jürgen Wilbert

„Läuse der Vernunft“ –
ein literarisch-musikalischer Abend zum Gedenken an

250 Jahre Johann Gottfried Seume
und 200 Jahre Friedrich Hebbel

Mit Bildern von Zygmunt Januszewski
(1956-2013)



Zygmunt Januszewski: „Hand“

„Läuse der Vernunft“

Ein literarisch-musikalischer Abend zum Gedenken an den 250. Geburtstag Johann Gottfried Seumes und den 200. Geburtstag Friedrich Hebbels

von Friedemann Spicker und Jürgen Wilbert

Der Zufall des Geburtsjahres und das Jubiläum im Jahr 2013 führen beide zusammen – den 1863 geborenen Johann Gottfried Seume mit seinem 250. und den 1813 geborenen Friedrich Hebbel mit dem 200. Geburtstag. Verbindet sie sonst etwas, das es berechtigt erscheinen lässt, sie an einem Abend gemeinsam vorzustellen? Sie sind beide auch Aphoristiker, das ist klar, wenn wir vom Deutschen Aphorismus-Archiv uns ihrer annehmen. Aber es gibt mehr: Von Arbeiterliteratur spricht man im Grunde erst seit dem 20. Jahrhundert, nach dem Ersten Weltkrieg etwa von einer Gruppe um Heinrich Lersch, dann mit der Gruppe 61 und dem Werkkreis Literatur der Arbeitswelt in den 70er Jahren in der Bundesrepublik, in der DDR sowieso mit der Bewegung schreibender Arbeiter und dem sog. Bitterfelder Weg; Vorläufer findet man auch mit dem Aufkommen der sozialen Frage schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Einzelne Fälle der Literatur von unten, modern gesprochen, hat es aber immer gegeben, ohne dass sie Arbeiterliteratur genannt werden kann, weil es den Arbeiter noch nicht gibt. Berühmt sind da im 18. Jahrhundert zum Beispiel der schweizer Kleinbauernsohn Ulrich Bräker („Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg“, 1789), der Hutmacherlehrling aus Hameln und spätere Ästhetik-Professor Karl Philipp Moritz („Anton Reiser“, 1785-90) oder Johann Heinrich Voß, der Sohn eines armen Pächters aus Mecklenburg, dessen Homer-Übersetzung man noch heute liest.

Und in diese Reihe gehören auch Johann Gottfried Seume und Friedrich Hebbel.

Seume ist Bauernsohn. Der Vater muss den Grundbesitz verkaufen, da ist der Sohn gerade sieben, und pachtet einen Gasthof mit Landwirtschaft, es gibt Teuerung und Hungersnot, er kommt finanziell nicht mehr auf die Beine, muss sogar, schon schwer krank, Fronndienst leisten und stirbt schon im Alter von 37 Jahren.

Ähnlich die Lebensumstände bei Hebbel. Der Vater ist als Maurer und Tagelöhner bitterarm. Dann geht auch noch eine Bürgerschaft zu Bruch, die er übernommen hat. Er stirbt ebenfalls früh. Die Familie wird aus dem Haus getrieben; nicht einmal der Tisch, an dem sie sitzen, ist noch der eigene. Schon mit sechs macht der Sohn die Erfahrung, ganz unten zu sein:

„Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen.“ „Zunächst wurden meine Eltern feierlich als ‘Hungerleider’ eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, dass sie das Sprichwort: Armut sei keine Schande! zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln.“

Beide haben viel Autobiographisches hinterlassen, der eine hat es schlicht „Mein Leben“ genannt, der andere „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, und er hat ein Tagebuch geführt. Seumes Vater ist ein Hitzkopf, der in Prozessen viel Geld verliert:

„Mein Großvater war im Geruch der Ketzerei, weil er nicht das ganze Bonzenwesen des Pfarrers gläubig aufnahm und besonders einige Zweifel über die Richtigkeit einiger Abgaben hegte. Als er starb, ließ der Pfarrer lauter Straflieder singen und hielt zur Erbauung und Abschreckung eine wahre Galgenpredigt.“

Der Vater hat ihn daraufhin fast verprügelt. Schließlich:

„Es entstand daraus ein Konsistorialprozess, der meinen Vater viel Geld kostete.“ Ein ander Mal gibt es Streit mit dem Verpächter.

„Da spielte ihm denn das heiße Blut hier und dort schlimme Streiche. Der Justarius hatte bei einer Rügensache gedroht, dass der Andreas Seume noch ins Hundeloch käme für seine Ungebührlichkeiten.“

Wenn Seume sofort erklärt, was mit solchen „Ungebührlichkeiten“ gemeint ist, nämlich wieder einmal „irgend ein alter Unfug“ wie die Abgaben an den Pfarrer, dann fassen wir hier schon ein Leitmotiv seines Lebens und Schreibens. Und Hunger? Der Vater, als sein Sohn ein Butterbrot für einen Vogel eingetauscht hat:

„Hunger tut weh, Junge, sagt man; das haben wir noch nicht erfahren, weiß der Himmel, ob es nicht noch kommt: hörst du, Junge: Hunger tut weh. Dabei wischte er sich heimlich einige Tropfen aus den Augenwinkeln. Hilfe Euch Gott, sagte er mit Rührung; bald können wir nicht mehr helfen.“

Hebbel und der Hunger:

„Dass ich in frühester Zeit wirklich gehungert hätte, wie später, erinnere ich nicht, wohl aber, dass die Mutter sich zuweilen mit dem Zusehen begnügen musste und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären.“ Und später allgemein aphoristisch:

„Wenn man die Menschen am Abend ihr Butterbrot essen sieht, so kann die Bemühung, das Leben zu erklären, sehr lächerlich erscheinen. Butter und Brot erklären alles.“

Am Anfang führt er kein Tagebuch. Es wäre nicht einmal Geld da, um eins zu kaufen. Da schreibt er für ein bisschen Geld. Er wird Schreiber bei einem Steuer- und Gerichtsbeamten und erlebt die Erniedrigung nur schlimmer. Der Schreibknecht und der Pferdeknecht hocken an demselben Küchentisch und schlafen in derselben Ecke. Jahre später notiert er:

„Dass ich in Dithmarschen geistig so hoch stand und dennoch gesellschaftlich von dem Kirchspielvogt, der mich erkannte, so niedrig gestellt ward, ist das größte Unglück meines Lebens. Dies begreift niemand, als der es selbst erfuhr.“

Damit hängt ein zweites Gemeinsames zusammen: Sie gehen beide zu Fuß, und das meint nicht spazieren; von Leipzig nach Syrakus oder von München nach Hamburg, das sind ja wohl nicht die üblichen Wanderungen. Paris, Wien, Hamburg; diese großen europäischen Städte haben sie beide gesehen.

Und auch sonst findet man das eine oder andere in ihrer Biographie, das sie verbindet. Der Stolz als ein starker Charakterzug, der macht es beiden von Beginn an zusätzlich nicht leicht. Auf Stipendien sind beide angewiesen und haben sie bekommen. Und für reiche Frauen haben sich auch beide interessiert, der eine mit mehr, der andere mit weniger Glück. Soviel soll fürs erste reichen.

Bei einem Abstand von einem halben Jahrhundert: Hätte nicht der Jüngere über den Älteren etwas gesagt? Hat er; Hebbel: „Wer nähme denn auch an Seume, diesem Eisen-Abguss beharrlichen Männer-Willens, kein Interesse?“ Das könnte ja wohl auch unser Interesse wecken, nicht unbedingt an dem eisernen Männerwillen, aber es gibt auch mehr zu entdecken.



*„Der Wahrheit folgen und sie pflegen,
die Gerechtigkeit schützen, für alle in gleicher
Weise das Gute wollen und tun, nichts fürchten.“*

Johann Gottlieb Seume



*„Jedenfalls ist es besser, ein eckiges
Etwas zu sein als ein rundes Nichts.“*

Friedrich Hebbel

Johann Gottfried Seume

Wie schafft es armer Leute Kind zu studieren und auf einen Lebensweg zu kommen, dessen Ertrag bis zu unserem doppelten Jubiläum führt? Anfänglich nur durch seinen intelligenten Kopf und die Förderung höhergestellter „Gönner“, Lehrer, Pfarrer, der gutsherrliche Graf. Er will Schulmeister werden:

„Jede sitzende Lebensart war mir verhasst, und obgleich ein Schulmeister auch sitzen muss, so begriff ich doch schon damals, dass sich viel wesentliches in seinem Amte sehr vorteilhaft peripatetisch abmachen ließe.“

„Peripatetisch“, also beim Herumwandeln, das wird eines seiner Lebensprinzipien. Und das andere:

„An die Stelle des Bibelstudiums trat die Beschäftigung mit lateinischen Sprichwörtern, welche Weisheit des Lebens lehren.“

Plutarch, Tacitus, Seneca, diese großen Namen in der Vorgeschichte der Gattung Aphorismus, sind bei ihm ungebrochen wirksam. Aber mit dem vorgesehenen Theologiestudium kann es nichts werden. Da ist einmal das Theater:

„Ich hatte zur Unterhaltung meines Leibes monatlich fünf Taler. [Zum Vergleich: Goethe hatte als junger Student in Leipzig das Zwanzigfache zur Verfügung.] Ich hatte keine Bedürfnisse, die ich damit nicht hätte befriedigen können, außer der verdammten Theaterepidemie. Ich weiß, dass ich damals monatlich gegen vier Taler ins Theater getragen habe, man den-



Gemälde von Veit Hanns Schnorr von Carolsfeld, 1798,
Gleimhaus Halberstadt

ke sich nun dabei meine Kost. Mehrere Tage aß ich trockene Dreilinge, um nur einige Lieblingsstücke zu hören.“

Und da ist die religiöse Skepsis, das kann nicht gutgehen: „Ich glaubte nur, was ich begriff, und ich begriff von den Kirchendogmen nur sehr wenige. [...] Der Klagepunkte waren viele: Ich wäre nicht ordentlich in die Kirche gegangen, ich hätte über einige Dogmen frei und profan gesprochen. Er drohte mir mit dem Grafen, der bei dieser meiner verkehrten Sinnesart meine Hand von mir abziehen würde. Diese letzte Bemerkung wirkte gerade das Gegenteil von dem, was sie wirken

sollte. Sie machte mich stolz statt mich demütig zu machen.“
„Es fing nun furchtbar an in mir zu gären. Ich begriff, dass ich als ehrlicher Mann nicht auf dem Wege fortwandeln konnte.“
Später formuliert er die unheilvolle Verbindung von Thron und Altar messerscharf:
„Die Pfaffen haben die Erbsünde geschaffen, und der Adel verewigt sie: die Despotie verewigt alles zusammen.“
„Der Himmel hat uns die Erde verdorben.“
Die Frommen sind ihm von daher zeitlebens suspekt geblieben:
„Wenn ich von jemand höre, er sei sehr fromm, so nehme ich mich sogleich sehr vor seiner Gottlosigkeit in acht.“
Er wandelt also auf andere Weise fort, er geht auf Wanderschaft, nicht das letzte Mal:
„Ich ging also nach Berichtigung meiner Schulden, ohne jemandem eine Silbe gesagt zu haben, den Degen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reisesacke und einige Klassiker in der Tasche.“
Das ist sein übliches Gepäck. Sein inneres Gepäck? Das hat er in den späteren Aphorismen genauer beschrieben. Der Glaube an Gleichheit:
„Gleichheit ist immer der Probestein der Gerechtigkeit; und beide machen das Wesen der Freiheit.
Stolz:
„[...] Wo sich die Kleinen vor den Großen bücken, sind gewiss die Kleinen vor den Großen nie gehörig sicher.“ [...]
Gerechtigkeit:
„Man verkauft uns meistens Gesetze für Gerechtigkeit, und oft sind sie gerade das Gegenteil.“
Freiheit, nicht nur als konsequenzenlose Denkfreiheit:
„Wer das Wort Denkfreiheit erfunden hat, war gewiss ein Dummkopf, der weiter keine Erfindung machen wird.“
„Es ist nur ein Despotismus erträglich: der Despotismus der

Vernunft; wenn wir nur erst über die Vernunft einig wären.“
Sondern Freiheit mit höchst modernen demokratischen Konsequenzen:
„Nach der Vernunft gehören die Fürsten den Ländern; nach der Unvernunft gehören die Länder den Fürsten.“
Und Freiheit als Aufgabe für den Einzelnen, das ist immer aktuell:
„Ein Glück für die Despoten, dass die eine Hälfte der Menschen nicht denkt, und die andere nicht fühlt.“
„Wo von innen Sklaverei ist, wird sie von außen bald kommen.“
Er ist 17 und macht sich auf den Weg nach Paris. Aber er kommt nicht weit. Oder eher: weiter. Er wird von Werbern aufgegriffen. Man kennt die Geschichte, wie sie Schiller den Diener in „Kabale und Liebe“ ergreifend erzählen lässt: betrunken gemacht, gefesselt und als Soldat nach Amerika verkauft. Tolle Einzelheiten wären zu erzählen, von gescheiterten Fluchtversuchen, die am Galgen enden (Seume hat sich in letzter Minute doch nicht den Meuterern angeschlossen), von Stürmen, bei denen das Wasser die Kanonenlöcher hereinschießt, von einem faulenden Mönch, von Toten, die mit einer Kanonenkugel beschwert und im bloßen Hemde den Fischern überliefert werden.
„Ein solches Gemisch von Bosheit und Elend habe ich nie angetroffen als hier, und ich würde tagelang zu erzählen haben, wenn ich alles schildern wollte.“
So Seume in einem „Schreiben aus Amerika“, und so viel Zeit bräuchten auch wir. Also nur kurz, nur essen, trinken, schlafen. Essen:
„In dem Schiffsbrote waren oft viele Würmer, die wir als Schmalz mit essen mussten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr reduzieren wollten. Dabei war es so hart, dass wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem größten zu zerbrechen.“

Trinken:

„Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Fass heraufgeschroten und aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie in der Hölle. Große fingerlange Fasern machten es fast konsistent. Ohne es durch ein Tuch zu seihen, war es nicht wohl trinkbar, und dann musste man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen.“

Schlafen:

„In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mussten hineingezwängt werden. Wenn wir auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! Und es wurde umgeschichtet. Hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetsche.“ Seume findet sich nach einer furchtbaren Überfahrt – 10 Wochen oder mehr dauert sie! – in Halifax in Kanada wieder. Nicht das letzte Mal, dass er gezwungenermaßen auf der „falschen“ Seite kämpft, gegen die Unabhängigkeit, hier der Amerikaner, zehn Jahre später im russischen Dienst gegen die Polen. Zähigkeit und Gelassenheit, die helfen ihm zu überleben:

„Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.“

Zu seinem Glück ist er kein Held, er versteckt sich, kein großes Problem, nur ein kleines, denn er ist nicht viel über 1,50 cm groß, und ... überlebt. Sind es diese Erlebnisse, die ihn zu einem solchen Aphorismus bringen:

„Wer bei gewissen Anblicken nicht die Vernunft verliert, muss wenig zu verlieren haben.“

Es geht zurück nach Europa, ohne dass er gekämpft hätte; der Unabhängigkeitskrieg ist schon zu Ende. Die weiteren Stationen zwischen Kaserne und Universität nur in Stichworten:

Er fällt wieder sogenannten Werberrn in die Hände, diesmal preußischen, Fluchtversuche enden mit dem berüchtigten Spießbrutenlaufen. In Bremen wird er 1788 freigekauft. Wie so manches Mal in seiner Lebensbeschreibung bleiben da Fragen offen. Er bekommt ein Stipendium und kann bis zur Habilitation studieren, ehe er doch wieder, diesmal freiwillig und in russischen Diensten, unter die Soldaten geht. „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794“ berichten davon, ein harmloser Titel, aber der Text lässt an Drastik nichts zu wünschen übrig. 1797 wird er entlassen, ohne Pension, und muss sich um ein Auskommen kümmern. „Obolen“ entstehen, kleine Münzen, Anekdoten, Aphorismen, der politische Seume fehlt hier noch ganz, aber auch der wenig politische hat seinen eigenen Begriff von Tugend:



Denkmal für Seume

Inskrift Rückseite:
„1783 wurde der Dichter
auf seiner Flucht von Bremer
Bürgern gerettet.“

„Derjenige ist immer der Tugendhafteste, der seinen Vorteil am besten versteht, und sich den bleibendsten Vorteil erwerben kann.“

„Wen Lob und Tadel in die Höhe heben und zu Boden schlagen, ist eben so schwach, als der vermessen ist, dem beides ganz gleichgültig bleibt.“

Als Schriftsteller reicht es nicht zum Leben. Also wird er Lektor und Korrektor im Verlag Göschen, vor allem betreut er die Werke Klopstocks. Man kann sich bei seinem, sagen wir: starken Charakter denken, dass das nicht ohne Krach mit dem Autor abgeht. Es geht – wir sind unter Schriftstellern, auch wenn der eine ein Großschriftsteller und der andere ein kleiner Korrektor ist – es geht um ein Komma. Und überhaupt:

„Wenn ich so fort korrigiere, fürchte ich nur, mein ganzes Leben wird ein Druckfehler werden.“

Was hilft: die Ausflucht, nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal, aber diesmal richtig: von Leipzig gleich bis Syrakus an die Südspitze Siziliens und über Paris wieder nach Hause. Einen „Spaziergang“ nennt er diesen Gewaltmarsch, noch dazu mit einer Verletzung am Fuß. Das Zu-Fuß-Gehen ist für ihn Programm:



„So wie man im Wagen sitzt, hat man sich sogleich einige Grade von der ursprünglichen Humanität entfernt.“

Die Beschreibung dieser Reise bringt ihm 1803 großen Erfolg. Im Vorwort geht es um Wahrheit und Gerechtigkeit, das kennen wir schon, und das alles im bekannten „starken“ Seume-Ton:

„Wahrheit und Gerechtigkeit werden immer mein einziges Heiligtum sein. Warum sollte ich zu entstellen suchen? Zu hoffen habe ich nichts, und fürchten will ich nichts.“

„Gegen den Strom der Zeit kann zwar der einzelne nicht schwimmen, aber wer Kraft hat, hält fest und lässt sich von demselben nicht mit fortreißen.“

Er wird regelrecht berühmt mit diesem Reisebericht, eigentlich bis heute. Das hat nämlich vorher noch keiner gewagt, wenn man nur an die Gefahren durch Räuber und Wegelagerer denkt! Zweimal ist er tatsächlich überfallen worden. Aber was wäre bei ihm schon zu holen! Erfahrungen macht man dieser Metapher zum Trotz („Erfahrung“) erst recht, lehrt er uns, wenn man nicht fährt, sondern geht. Aus dieser Schule bringt er besondere Lehren mit:

„Freundliche Leute habe ich viele gefunden, aber Freunde sehr wenige.“

„Misstrauen kommt nie zu früh; aber oft zu spät.“

Seine Kirchenskepsis wird hier zum offenen Kampf gegen das Papsttum und gegen das Mönchswesen. Er ist ohne Geld, ohne Amt, ohne Familie; er braucht kein Blatt vor den Mund zu nehmen. 1804 eine unglückliche Liebe und das bekannte Muster: Flucht, diesmal nach Petersburg, Stockholm, Kopenhagen und über Hamburg wieder nach Hause.

Inschriefftafel zu Ehren Seumes
am Geburtshaus in Poserna (bei Lützen)

„Ich halte den Gang für das Ehrenvollste und Selbstständigste in dem Manne, und bin der Meinung, dass alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge. Man kann fast überall nur deswegen nicht recht auf die Beine kommen und auf den Beinen bleiben, weil man zu viel fährt.“ Das steht in dem Vorwort zu dem Bericht „Mein Sommer 1805“, der sofort vielerorts verboten wird. Und was würde er heute sagen? Wenn er was sagen dürfte?

Alles ganz interessant, werden Sie vielleicht sagen, aber wo bleibt der Aphoristiker? Der kommt spät. 1806/07 arbeitet Seume an den sogenannten „Apokryphen“, das sind ja eigentlich die frühchristlichen Texte, die nicht ins Neue Testament übernommen worden sind. Wie sollen wir das übertragen? Also wohl das nicht Offizielle, das den Segen der Autoritäten nicht bekommt. „Apokryphen nenne ich Dinge, aus denen man so eigentlich nicht recht weiß, was man zu machen hat.“

Dass es politische Schwierigkeiten gibt, ist nach den Sätzen zu Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit, die wir schon gehört haben, nicht verwunderlich. Erst 1811 – da ist er schon verstorben – können sie gedruckt werden, und auch dann nur in verstümmelter Form. Auf seiner Russlandreise hat er Friedrich Maximilian Klinger kennen gelernt, der einige Jahre vorher „Betrachtungen über „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur“ veröffentlicht hat, natürlich auch anonym und unter fingiertem Ort. Seume hat sie freudig begrüßt. Jetzt lebt er am Hof in Petersburg und muss politisch noch vorsichtiger sein. Als er die „Betrachtungen“ 1809 in seine Werkausgabe aufnimmt, streicht er vieles und entschärft



„Spaziergang nach Syrakus“, gestochenes Titelblatt und Frontispiz der Erstausgabe 1803, Privatbesitz, Sammlung H.-P. Haack © Wikipedia: Foto H.- P. Haack

es. Klinger will den Freund halten und bietet ihm – vergeblich – eine Offiziersstelle und eine Professur an. Als Seume ihn später trotz seines Stolzes um Fürsprache für eine Pension bittet und eine kühle, abschlägige Antwort, schreibt er in einem Brief an Wieland:

„Ich werde ihm nie etwas ähnliches wieder zumuthen, nie, und sollte ich vor seinen Augen zu Grunde gehen.“

„Ich habe trotz diesem allen große Achtung vor ihm“.

In den „Apokryphen“ ist viel Tagespolitik verarbeitet, das können wir uns schenken:

„Jetzt führen die Franzosen eine schlechte Sache gut und die Deutschen eine gute Sache schlecht.“

Aber daneben gelangen ihm auch auf Anhieb zeitlose strukturel-

le Analysen. Die Grundmelodie heißt: kompromisslose Sozialkritik, pro Vernunft, contra Privilegien. Einiges davon hat er schon früh in seinem ideellen Reisegepäck, wie wir gehört haben:

„Herrschen ist Unsinn, aber Regieren ist Weisheit. Man herrscht also, weil man nicht regieren kann.“

„Niemand ist vor den andern ausgezeichnet groß, wo die andern nicht sehr klein sind.“

„Wer nicht mit schlechten Menschen in Gesellschaft sein kann, ist noch zu wenig in der Welt gewesen. Wem aber ihre Gesellschaft völlig reine Unbefangenheit lässt oder gar Vergnügen gewährt, war zu viel in der Welt.“

„Wenn wir nicht von vorne anfangen, dürfen wir nicht hoffen, weiterzukommen.“

„Die Gelehrten haben meistens die abgeschliffenste Gleichgültigkeit gegen Recht und

Unrecht, und vermieten ihr bisschen erbärmliche Dialektik für den schmutzigsten Gewinn an den Meistbietenden;

aber die Staatsverweser und Religionsvorsteher tun auch alles mögliche, um aus rechtlichen, vernünftigen Leuten Indifferentisten zu machen.“

Und es bleibt nicht bei der Analyse; in der anschließenden rhetorischen Frage ist verdeckt die politische Aktion gefordert, auch wenn er kein Republikaner oder 1789 gar ein Revolutionär ist:

„Glaubst du denn, die Fürsten werden je die besten Mittel einschlagen, die Völker vernünftig aufzuklären? Dazu sind sie selbst zu klug, oder zu wenig weise.“

„Das Wort Staatskörper ist sehr weise gewählt, denn man hat bisher wenig daran gedacht, auch Seele hineinzubringen.“

Die „Apokryphen“ sind daneben aber auch ein Buch persönlichster Ich-Aussprache, die bei einem im Gefühl so zurückgenommenen Autor wie Seume desto mehr berührt.

*„Wer aus sich heraus lebt, tut immer besser,
als wer in sich hinein lebt.“*

Johann Gottlieb Seume

„Ich habe mir nie die Mühe genommen, das Glück zu suchen.“

„Zwei Mal war ich nahe an dem Entschlusse mich dem Tode zu geben; beide Male für ein Weib oder aus Wahnsinn für sie.“

In den Briefen wird das auf ergreifende Weise deutlicher. Im Januar 1797 an Wilhelmine Röder:

„Ich bin glücklich gewesen, in meinem Wahn glücklich gewesen, das danke ich dir. Du kannst stolz sein, es hat mich kein weibliches Geschöpf glücklich gemacht, als Du; Du kannst sehr stolz sein, es wird mich keines wieder glücklich machen. Ich versichere Dich, Liebe, ich werde dich nicht aus meiner Seele verlieren. Ich habe mit keinem Mädchen in einer näheren Verbindung gestanden, Du bist das einzige, das sich ganz in meinem Herzen festgesetzt hat. Gehe hin, so Du willst; ich werde dich mit zu Grabe nehmen.“

Es hat ihn dann doch wieder eine glücklich gemacht, eine Zeitlang, wer wollte darüber spotten?, aber auch von Johanna Loth (Dezember 1804) bekommt er bald den

Abschied; sie ist zwanzig, er über vierzig:

„Sie wären die Seligkeit meines Lebens gewesen, und ich bin mir durchaus bewusst, ich würde Ihnen keinen Ihrer schönen Tage verdorben haben. Ich habe Kraft und Mut zu arbeiten und würde mit Frohsinn gearbeitet haben, bis die Fingerspitzen geblutet hätten. Eine Frau hätte ich selbst ernähren können, aber freilich keine Dame.“

„Wenn mich die Pflicht nicht leben ließe, würde ich den Tod suchen, einen Freund, mit dem ich nicht seit ehegestern bekannt bin.“

„Die Zeit wird das Ihrige tun und die Gefühle mildern; töten wird und soll sie sie nie.“

Das Private, die Freundschaft, und das Politische, die Privilegien, können nicht getrennt gedacht werden:



Kreidezeichnung von Wilhelm von Kügelgen, ca. 1805

„Die Privilegien heben sogleich auch die Philantropie auf. Denn wenn die Freundschaft auch ein Vorrecht zugestehen wollte, so kann die Freundschaft keins annehmen.“

Die sprachlichen Mittel, die bis heute beim Aphorismus mit Vorliebe verwendet werden: Seume hat sie schon gekannt, die Antithese:

„Wer aus sich heraus lebt, tut immer besser, als wer in sich hinein lebt.“

den Imperativ:

„Tragt Mathematik ins Staatsrecht, und alle Schäden werden geheilt.“

die aphoristische Definition:

„Wer nur das Mittel ausfindig machen könnte, die Schurken auf Pränumeration zu henken, würde der erste Heiland der Welt werden.“

Die Umkehrung wird zum Mittel der Zeitkritik. Wenn es nach dem Buch Hiob 39 beispielsweise bei Erasmus heißt: „Wo ein Aas ist, das sammeln sich die Adler“, dann fährt er fort:

„Jetzt heißt es: Wo Adler sind, da sammeln sich die Leichen.“

Seume hat Lichtenberg gelesen:

„Lichtenberg hat, glaube ich, unter den lächerlichen Schnurrpfeifereien eines Engländers auch eine Sonnenuhr, welche repetiert. Ein Messer ohne Klinge, dem der Stiel fehlt, ist zwar nicht leicht zu produzieren: aber eine Sonnenuhr, die schlägt und also auch repetierte, müßte zu machen sein. Und wenn daran gelegen wäre, so machte ich mich anheischig, sie selbst zu machen. Die Physik muß der Mechanik nachhelfen.“

Seine „Schmialien“, wie er seine Kurztexte selbst nennt, lassen sich an Lichtenbergs „Schmierbuch-Methode“ und „Pfennigs-Wahrheiten“ (F 1219) anschließen. Hier kann er das Wortspiel lernen („barfuß“ und „barbrust“ (D 303), „Lieb- und Leibrente“ (J 795):

„Ist das Christentum? So ist das christendumm.“

Hier sieht er, wie man Sprichwörter verarbeitet („Sie verkaufen alles bis aufs Hemd und noch weiter.“ E 201), hier lernt er die Umkehrung und anderes mehr:

„Wer keinen Freund hat, verdient keinen. Aber wer keinen Feind hat, verdient keinen Freund; möchte eher zu beweisen sein.“

Aber – für uns interessanter – auch er selbst ist für die aphoristischen Nachfolger wichtig geworden.

Karl Kraus zitiert ihn in seiner „Fackel“:



Steintafel in Leipzig

(Foto: mephisto 97.6 / Sina Meißgeier)

„Alles, was man in dieser Zeit tun kann, ist, zu dokumentieren, dass man nicht zur Zeit gehört.“

Wenn Seume nach den kanadischen Erlebnissen sein berühmtestes Gedicht schreibt, „Der Wilde“, und es da heißt: „Ja, wir Wilden sind doch bessere Menschen.“, dann setzt ihn Kraus mit einer Umkehrung fort: „Wir Menschen sind doch bessere Wilde.“

Um 1968 hat Seume besondere Beachtung gefunden, kein Wunder bei einem, dem es immer um Freiheit und um Gerechtigkeit zu tun ist. Und es sind Aphoristiker, die sich besonders um ihn gekümmert haben: Hermann Schweppenhäuser ist Mitarbeiter Adornos, Philosophieprofessor, Autor von „Aphorismen und Fragmenten“ (1966) „Verbotene Frucht“, die aus der Sicht der Kritischen Theorie in revolutionärer Hoffnung Religion und Wissenschaft, Kunst und Kultur, Moral und Sprache analysiert. Er bringt 1966 die „Apokryphen“ neu heraus. Werner Kraft, Bibliothekar, Exilant, Aphoristiker und Essayist unter dem Einfluss von Kraus und Kafka, dem noch Benyoëtz seine ersten Texte zur Kritik vorlegt: Er leitet 1974 eine Seume-Ausgabe ein. Was hat die beiden dazu bewogen? Prüfen wir die „Apokryphen“ noch einmal. Ist es Satire?

„Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie sind, um eine treffliche Satire zu machen.“

Sind es politische Einsichten, die uns heute nicht mehr angehen?

„Die Vernunft ist immer republikanisch, aber die Menschen scheinen, wenn man die Synopse ihrer Geschichte nimmt, doch durchaus zum Despotismus geboren zu sein.“

„Man verkauft uns meistens Gesetze für Gerechtigkeit, und oft sind sie gerade das Gegenteil.“

„Gleichheit ist im Recht, was der Satz des Widerspruchs in der Philosophie ist.“

„Aus der freien Narrheit der Individuen kann für den Staat große Weisheit gedeihen.“

Ob sie uns heute nicht mehr angehen, darüber lohnte sich zu streiten. Oder sind es moralistische Einsichten, formulierte, also im besten Sinne Form gewordene Lebens-Erfahrung, die nie veraltet?

„Wo die Sinnlichkeit an die Vernunft grenzt, ist sie gewiss immer schön.“

Seine Lebensreise ist 1805 zu Ende, da ist er noch nicht 50. Bleiben von ihm Worte oder Taten?:

„Wo man singt, da lass dich nieder, böse Menschen singen keine Lieder.“

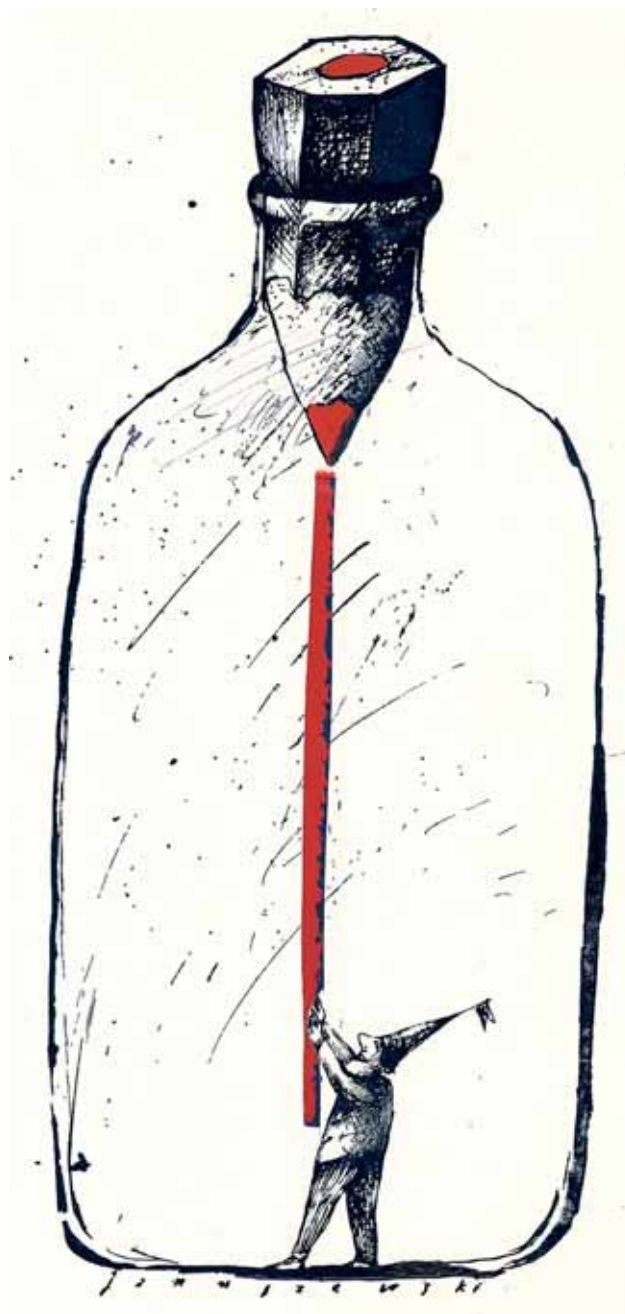
„Er schlug sich seitwärts in die Büsche.“

Bleibende Worte von Seume. Noch einmal aber, mit dem Autor selbst: Worte oder Taten:

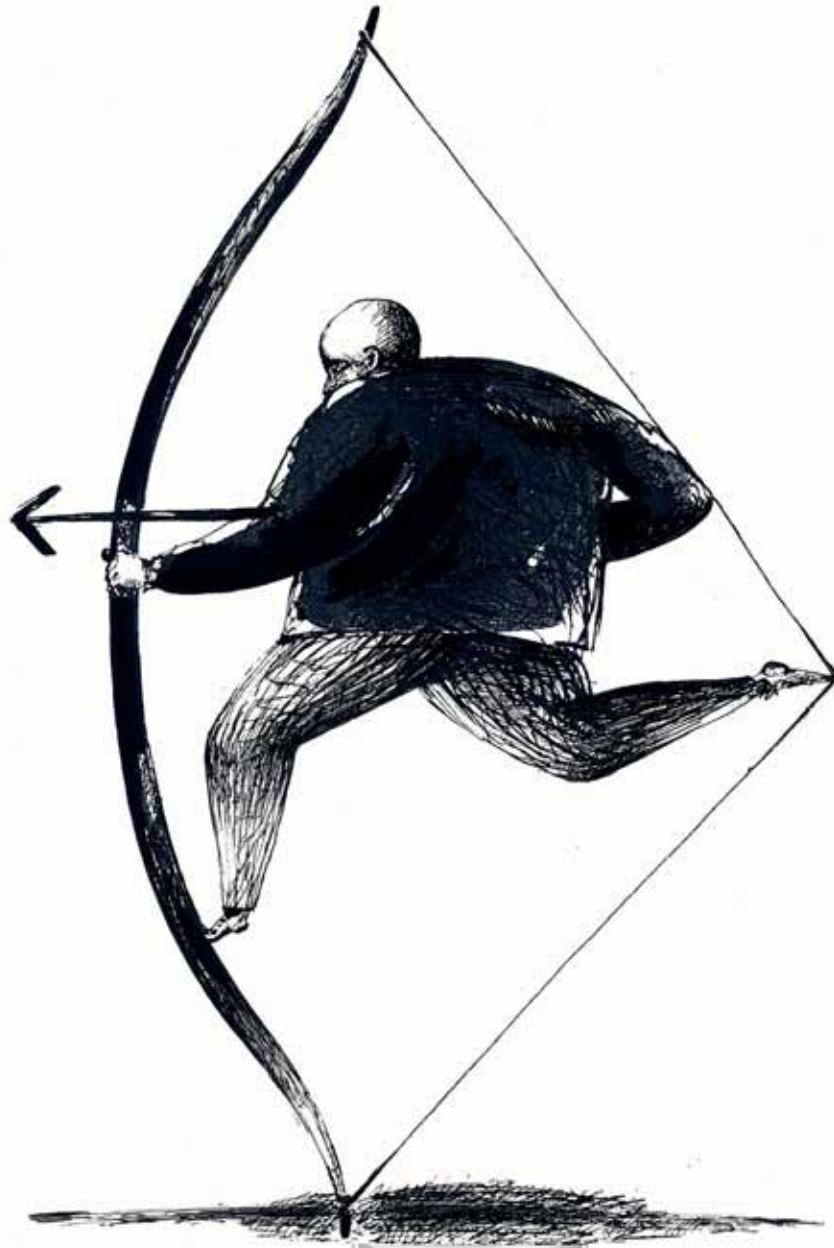
„Eine gute Tat, wenn sie wirklich die Probe hält, ist besser als Millionen guter Worte. Aber manchmal ist das Wort die Tat selbst; und dann hat es hohen Wert.“

Und wie hat er es mit Ruhm und Ehre gehalten?:

„Den Ruhm soll der Weise verachten, aber nicht die Ehre. Nur selten ist Ehre, wo Ruhm ist, und fast noch seltener Ruhm, wo Ehre ist.“



Zygmunt Januszewski: „Flasche“



Zygmunt Januszewski: „Innere Spannung“

Friedrich Hebbel

Es ist schon eigenartig mit den Aphorismen und den Büchern daraus: Lichtenberg hat keins geschrieben. Goethe hat keins geschrieben. Jean Paul auch nicht. Und erst Hebbel: Theaterstücke, Gedichte und daneben „nur“ ein Tagebuch, vom 22. Lebensjahr bis zum Lebensende. Aber was für eins! Nicht: „Abends eine halbe Phanodorm, gut geschlafen“, dafür ist Thomas Mann zuständig. Sondern etwa so:

„Die dümmsten Schafe sind immer zugleich die reißendsten Wölfe.“

„Die Natur hat mit dem Menschen in die Lotterie gesetzt und wird ihren Einsatz verlieren.“

1835 fängt das Tagebuch an:

„Ein Notenbuch meines Herzens.“

„Ich fange dieses Heft nicht allein meinem zukünftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiss sein kann, dass ich einen erhalten werde.“

Wenn das bitterste Ironie ist, dann hat er sich getäuscht, sonst würden wir das überhaupt nicht mehr lesen können. Nicht weniger als 6347 Eintragungen sind das am Ende, aber ungleich verteilt: in den denkbar schlechtesten dreizehn Jahren von 1835 bis 1847 mehr als doppelt so viel wie in den guten sechzehn Jahren von 1848 bis 1863.

„Bis in mein 14tes Jahr habe ich, obwohl ich Verse machte, keine Ahnung gehabt, dass ich für die Poesie bestimmt sein könne.“

Für die Poesie bestimmt: Also muss er lernen und in die große



Portrait von Carl Rahl (1851)

© hebbel-gesellschaft

Welt. Die heißt von dem Kaff im äußersten deutschen Norden aus, aus dem er kommt, Hamburg. Er wird hier und da durchgefüttert. „Freitisch“ nennt man das damals. Aber so frei fühlt er sich gar nicht, er ist ja zur Dankbarkeit gezwungen, und mit gehörigem Stolz kann man die so empfinden:

„Der Gang zu den Freitischen war für mich jedes Mal ein Gang zur Hinrichtung meines innern Menschen.“

Den Spendern ins Tagebuch:

„Schwerer, als dankbar zu sein, ist es, die Ansprüche auf Dank nicht zu übertreiben.“

Er findet die Frau, die an ihn glaubt und für ihn arbeitet (und so lange auf ihn wartet, zehn Jahre lang, bis er eine andere hei-

ratet). Elise Lensing ermöglicht ihm auch das Studium, zuerst in Heidelberg. Jura, das wird ein solides Auskommen und die Heirat ermöglichen. Natürlich schreibt er stattdessen Gedichte. Ihre ‚Geburtstage‘ werden im Tagebuch genau verzeichnet. 1836 nach München; zu Fuß, wie sonst? Von Jura immer noch keine Spur. In einer bilanzierenden Tagebucheintragung am Silvesterabend 1836:

„Ich fühl mich jetzt vom Innersten heraus zum Dichter bestimmt.“

„Die Kunst ist das einzige Medium, wodurch Welt, Leben und Natur Eingang zu mir finden.“

In München bleibt er zweieinhalb Jahre. Man kann nicht sagen, er hätte *keine* Kleider, aber man kann aus der *einen* Tagebuchnotiz doch Rückschlüsse ziehen:

„Heute, den 5. Mai, eine Sommerhose gekauft zu 4 Gulden.“
Seine Stimmung?

„Dass die Schmerzen miteinander abwechseln, macht das Leben erträglich.“

„Je länger man lebt, je weniger weiß man, warum man lebt.“
Kein Wunder. Konkret liest sich das so, November 1838:

„Abreisen kann ich nicht mehr von München, denn die Reise zu Fuß zu machen ist in dieser Jahreszeit mehr als bedenklich, und zu Wagen würde sie mich zu viel kosten.“

„Ich sehe die Woche keinen einzigen Menschen, ich habe keine Gelegenheit zum Sprechen.“

„Meine Korrespondenz ist auf den Briefwechsel mit Elise beschränkt.“

„Ich fürchte diese geistigen Entbehrungen weit mehr als die physischen, obwohl es auch etwas sagen will, dass ich schon seit 2 ½ Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen habe.“

„Einen Sommer ausgenommen“: das ist absolute Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Kompromisslose Härte auch in der Ehrlichkeit:

„Du musst bedenken, dass eine Lüge dich nicht bloß eine Wahrheit kostet, sondern die Wahrheit überhaupt.“

Was wahr ist und was Irrtum, Lüge, Schein, das hat ihn regelrecht umgetrieben in seinem Tagebuch:

„Es gibt keine reine Wahrheit, aber ebenso wenig einen reinen Irrtum.“

Wenn er hier darüber nachdenkt, was er im Ganzen erlebt, dann kann er nur eins werden: Schmerzspezialist. Heidelberg 1836:
„Der Schmerz ist ein *Eigentum*, wie das Glück und die Freude.“

München 1837:

„Im größten Schmerz ist es noch Wonne, seiner *fähig* zu sein!“

Kopenhagen 1843:

„Den Schmerz opfern; höchstes Opfer.“

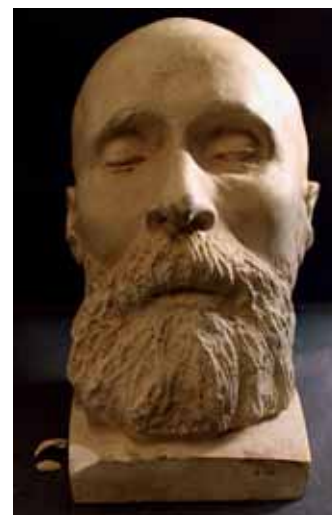
Paris 1843:

„Den Schmerz wie einen Mantel um sich schlagen.“

Da haben wir schon das eine, das Hebbels Aphorismen kennzeichnet: Erkenntnis des Schmerzes, Schmerz der Erkenntnis. Das Bild für das Ganze: die Wunde:

„Unser Leben ist der aufzuckende Schmerz einer Wunde.“

„Die Welt: die große Wunde Gottes.“



Die Hebbel-
Totenmaske
Hamburg-Museum

Hebbel denkt in Bildern. Er sagt das ganz einfach:
„Erkenntnis und Empfindung gehen immer Hand in Hand.“
Gedanke und Gefühl gehen da also zusammen. Oder Gefühl
und Gedanke, wer weiß, was vorausgeht? Das ist charakteris-
tisch für *alle* diese Sprüche-Denkerdichter, aber besonders für
ihn. Und Gefühle drücken sich nicht so gern in Begriffen aus,
viel lieber in Bildern.

„Oft, besonders in Bezug auf die höchsten Dinge, sind Bild und
Gedanke identisch.“

Wenn Hebbel im Leben der größte Schmerz-Spezialist ist, hat
er im Tagebuch die fruchtbarsten Jahre. Das eine also: Schmerz
und Erkenntnis. Das andere: Bilddenken.

Im März 1839 kann er sich in München nicht mehr halten, er



muss zurück nach Hamburg. Auf die übliche Weise, zu Fuß.
Hamburg ist nicht Heidelberg, es dauert diesmal achtzehn Tage.

„Die grässlichste Strapaze meines Lebens.“

Das will man ihm glauben. Er kommt nicht nur abgerissen an,
auch gescheitert, als Student und als Schriftsteller. Dazu wird
Elise noch schwanger. Die Hamburger Bilanz; gerade ist wieder
ein Manuskript zurückgekommen:

„Mein Leben ist eine langsame Hinrichtung meines innern
Menschen. Sei's drum. Am Ende –.“

Was soll dieses „Ende“ andeuten und der Strich, der für das
Unausgesprochene steht? Im Tagebuch haben die Schmerz-
Bilder dafür mit dem Feuer zu tun:

„Feuer essen, um sich zu erwärmen.“

Er stößt sich nicht nur an einem Pfahl:

„Zerstoß dir im Finstern an einem Pfahl den Kopf und sieh zu,
ob das Feuer, das dir aus den Augen fährt, hinreicht, ihn zu
beleuchten.“

Der anstößige Pfahl steht für vieles andere, das das eigene
Feuer entzündet und damit dann beleuchtet wird. Er versteht
es auch direkter:

„Mit Blitzen kann man die Welt erleuchten, aber keinen Ofen
heizen.“

Vom Feuer ist es nicht weit zur Wunde – die hatten wir schon –
und zum Tod:

„Wenn ein Mensch ganz Wunde ist, so heißt ihn heilen – ihn
töten!“

Das ist nun wirklich die Härte: heilen als töten. Oder Blut und
Wunde, ein besonderes Make-up:

„Sich das Blut abzapfen, um sich rote Wangen zu malen.“

Hebbels Grab

(Matzleinsdorfer Evangelischer Friedhof in Wien)

Es fehlt ihm an allem, auch am wichtigsten. Kaum, dass er das Porto für die Manuskriptsendungen aufbringt (Rückporto!). Er klagt:

„Hätte ich nur Bücher, so wäre mir die Einsamkeit gar nicht drückend. Aber ich bin auf mein einziges Leihbibliothek-Buch beschränkt.“

Im Jahr darauf wird er auch noch krank, ohne zu wissen, wie er den Arzt bezahlen soll. Dabei sind die ersten Theaterstücke nicht nur fertig, sie werden auch gedruckt und uraufgeführt, sogar in Berlin! Die Neujahrsfrage 1840 ist sehr einfach:

„Nächstes Jahrzehnt, was wirst du mir bringen? Den Ruhm oder das Grab?“

Der letzte Ausweg: ein Stipendium. Er hat ja etwas vorzuweisen. Auch seine Gedichte sind erschienen. Der Landesherr ist für dieses extreme Nordlicht der dänische König, das kommt uns heute seltsam vor. Und der bewilligt tatsächlich ein Reise-Stipendium für zwei Jahre. Elise kann warten und wird warten. In Paris ist es 1843 für den, der auch jetzt den Pfennig umdrehen muss, bitterkalt, wie wir schon wissen.

„Ich befinde mich hier im allerhöchsten Grade unbehaglich, und glaube nicht, dass sich dies ändern wird.“

„Es ist so kalt, die Füße frieren mir, ich will mich anziehen und ausgehen, um zu sehen, ob es nicht auf der Straße wärmer ist, wie in meinem Zimmer. Gestern aß ich nur darum zu Mittag, um von innen heraus aufzutauen.“

Sein Sohn ist gestorben, muss er lesen. Auch der zweite stirbt früh, den hat Hebbel nie gesehen. Dann natürlich Rom. Für die christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung hat dieser ärmlichste aller Italiener nur eine höhnische Parodie übrig:

„Glaube, liebe Hoffnung!“

**„Es gehört oft mehr Mut dazu,
seine Meinung zu ändern,
als ihr treu zu bleiben.“**

Friedrich Hebbel

Nur Hohn hat Hebbel noch übrig für Glaube und Hoffnung. Er hat lange genug vergeblich gehofft: auf Erfolg, auf Geld. Aber die Hoffnung trägt ihn nicht. Das Wunder von Wien hat man es genannt. Das Wunder heißt Christine Enghaus, ist Hofschauspielerin und ledig. Liebe? Auch. Man darf dabei

allerdings auch nicht vergessen, dass sie ein bestdotiertes lebenslängliches Engagement am Burgtheater hat. Wie auch immer: Die beiden heiraten 1846:

„Meine einzige Rettung.“

Mit Elise macht er brutal Schluss. Sechs Jahre vorher hieß es noch:

„Sie ist die letzte, die mir die Welt erträglich macht! Und ich hab so viel, so unendlich viel gegen sie gutzumachen!“

Jetzt ist sie nur unerträglich. Nichts da von dem Mann zwischen zwei Frauen! Das bemerkenswerte Nachspiel: Sie besucht das junge Ehepaar, die beiden Frauen verstehen sich sogar gut, Elise nimmt den Sohn der beiden mit, um ihn in Hamburg aufzuziehen:

Hebbelmuseum
in Wesselburen,
Dithmarschen

© Dirk Ingo Franke



„Nun beste Tine, leb wohl, behalt mich lieb, bleib mir eine treue Schwester und Freundin.“

So klingt das nach alledem in ihren Briefen. Nicht nur Aphorismen zu lesen lohnt sich, auch Briefe. Und wenn, dann sollten die von Elise Lensing mit an erster Stelle stehen. Von Hebbel hört man in der Folgezeit Besseres: Man hört, dass seine Theaterstücke an großen Bühnen uraufgeführt werden, man hört auch, dass er an der Börse spekuliert und mit dem Geld seiner Frau ein eigenes Haus baut.

„Gestern habe ich mit meiner Frau eine Wohnung am Josephstädter Glacis bezogen, die so schön ist, dass ich mir für meine ganze Lebenszeit keine schönere wünsche. Es ist ein äußerst angenehmes Gefühl, in irgendeinem Punkt den Gipfel der Wünsche erreicht zu haben.“

Das will man ihm nach all den Entbehrungen gern glauben.

Als er die Aphorismen eines Kollegen herausgibt, Ernst von Feuchterslebens „Dokumente seiner inneren Entwicklung“, nimmt er die Gelegenheit wahr, über die kurzen selbstständigen Sätze nachzudenken, wie er sie selbst seit Jahrzehnten in sein Tagebuch schreibt. Er stellt sie mit klaren Worten *zwischen* Philosophie und Literatur, aber auf die Seite der Literatur. Er denkt alle Dinge so weit durch, bis auch ihr Gegenteil mitgedacht ist, die Vollendung *und* der Bankrott:

„In dem Augenblick, wo die Liebe ihr Alles gibt, macht sie zugleich Bankerott.“

die Anbetung *und* die Vernichtung:

„Es gibt Menschen, die nur das anbeten, was sie vernichten können.“

Da ist er wieder, der Schmerz, denn wenn Sie es recht bedenken, ist es ziemlich schmerzhaft, Pflicht als Sünde zu denken:

„Es gibt Fälle, wo Pflicht-Erfüllen Sündigen heißt.“

Noch einmal Pflicht: Dass sie darin bestehen könnte, dem Schicksal entgegenzukommen – entgegenstellen kann man sich ihm sowieso nicht – : sich das klarzumachen, das tut schon weh:



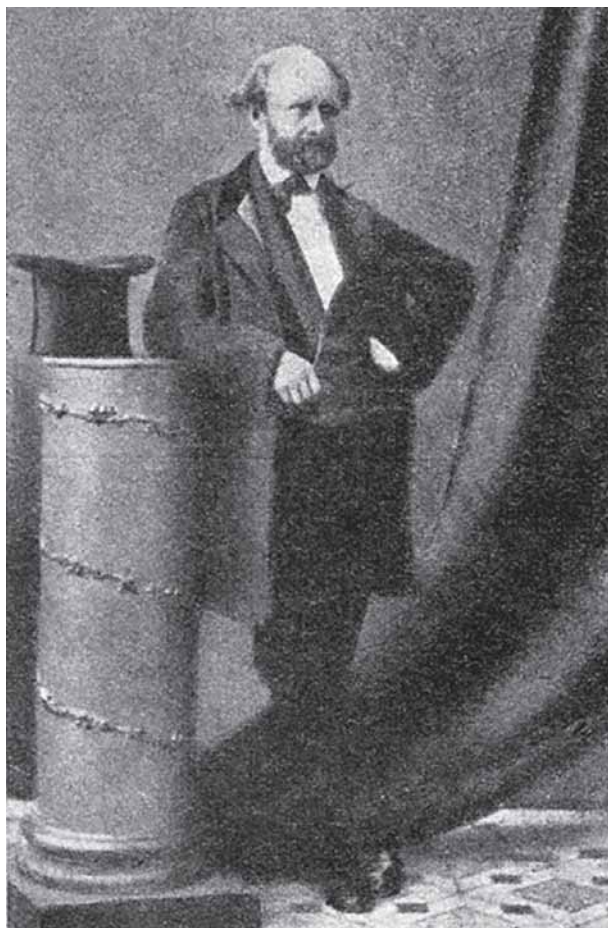
Hebbel: Die Nibelungen

Graesers Schulausgabe klassischer Werke, herausgegeben von Dr. Eduard Castle und Dr. Gustav Wilhelm, Heft 95-96; Verlag von Karl Graeser & Co., Wien; Druck: K.u.k Hofbuchdruckerei Fr. Miniker und Schickardt, Brünn, um 1900

„Wir sollen handeln; nicht, um dem Schicksal zu widerstreben, das können wir nicht, aber um ihm entgegenzukommen.“ Aber Hebbel kann nicht anders; erst dann, meint er, hätte er etwas über das Leben gesagt:

„Wo alle Grenzen sich durchschneiden, alle Widersprüche sich berühren, da ist der Punkt, wo das Leben entspringt.“

Deshalb sind auch seine Bilder so schön extrem, bis an die Grenze und ein Stück weiter geführt. Scham gehört nicht unbedingt zu den heute angesagten Gefühlsregungen, Schminke ist schon eher angesagt. Und jetzt denkt Hebbel diese beiden einfach zusammen:



„Schäm dich! Es ist die billigste Art, sich zu schminken!“ Der Regenbogen, das sind die kleinen Utopien und die großen Flausen im Hirn; die große Wäsche, die müssen wir nicht übersetzen; und jetzt spannt Hebbel sie mit einer besonderen Wäscheleine zusammen:

„Am Regenbogen muss man nicht Wäsche aufhängen wollen.“ Der Schmerz und die extremen Bilder seiner Aphorismen, das ist die Frucht einer langen, langen Lehr- und Wanderzeit. Jetzt ist Hebbel nicht nur ein hoch geachteter Schriftsteller, auch ein gemachter Mann. Aber, wir wollen daran erinnern, in den schwersten dreizehn Jahren von 1835 bis 1847 gibt es mehr als doppelt so viele Eintragungen im Tagebuch wie in den guten sechzehn Jahren von 1848 bis 1863, seinem Todesjahr. Entspringt aus Leiden Kreativität? Entspringen Aphorismen aus Erlebnissen? Zwei große Fragen. Für beides sind sie besondere Beispiele, Seume wie Hebbel. Grund genug, sie in ihrem Jubiläumsjahr durch unser Gedenken zu ehren. Aber bitte – mit Hebbel – ohne Lorbeerkrantz und nicht „zu groß“:

„Flechtet keinem den Lorbeerkrantz zu groß; er fällt ihm sonst als Strick um den Hals.“

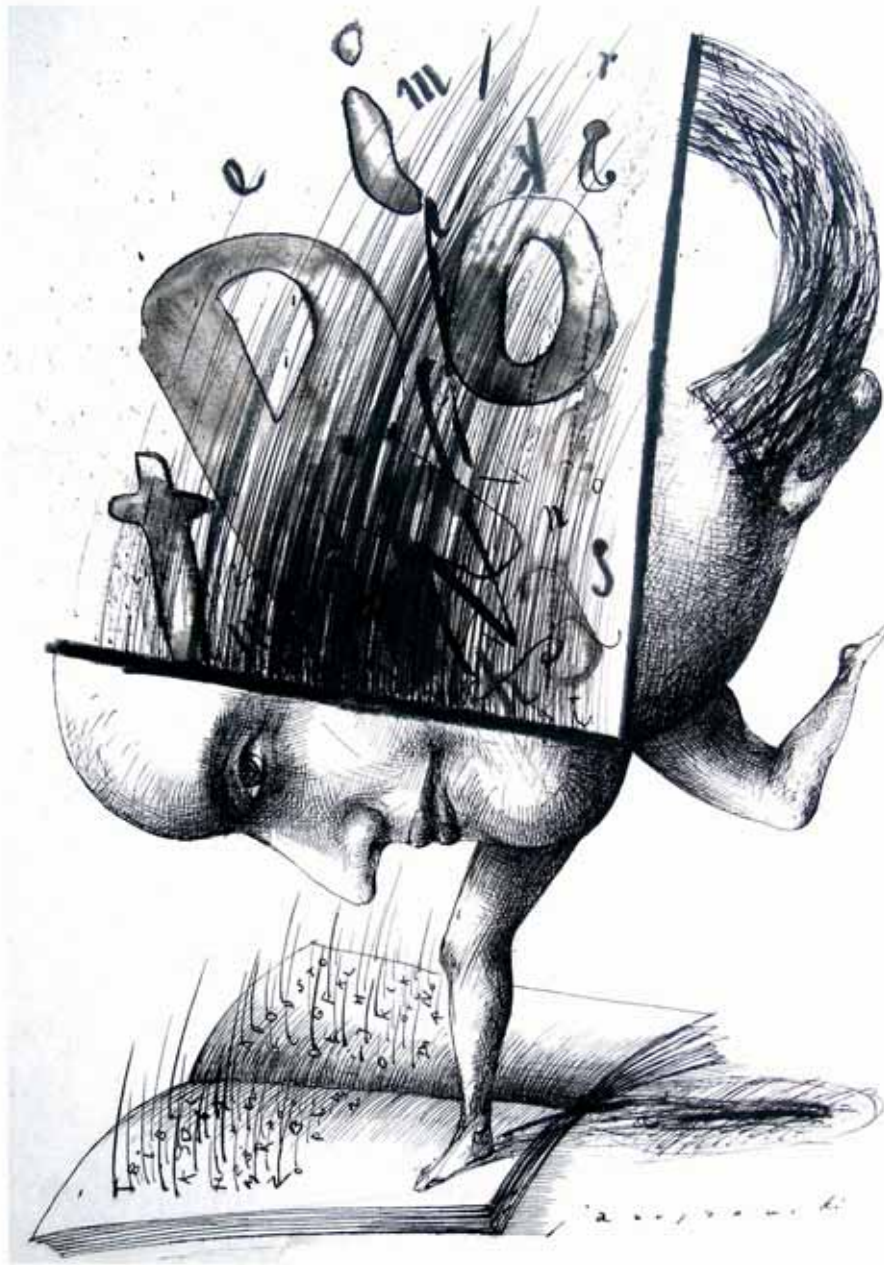
Friedrich Schlegel.

Hebbel-Portrait

<http://archiv.ucl.cas.cz/index.php?path=RozAvn/5.1929-1930/13-14/163.png>



Zygmunt Januszewski: „Hand 2“



Zygmunt Januszewski: „Double Reader“

Friedemann Spicker • Jürgen Wilbert

Ein literarisch-musikalischer Abend zum Gedenken an den 250. Geburtstag Johann Gottfried Seumes und den 200. Geburtstag Friedrich Hebbels. Eine Dokumentation.

Nachruf

Zygmunt Januszewski ist am 12.9.2013 nach schwerer Krankheit gestorben. Von Anbeginn unserer Aktivitäten – erstmals beim 1. Aphoristikertreffen 2004 – haben wir ihn als Künstler und Freund kennen und schätzen gelernt. Er hat sich der Gattung des Aphorismus und den Aphoristikern bis zu seinem Tode verbunden gefühlt. Nicht nur den Aphoristikertreffen, sondern auch vielen aphoristischen Publikationen hat er mit seinen prägnanten und ausdrucksstarken Zeichnungen ein unverwechselbares Profil gegeben. Viele werden sich auch an seine engagierte Mitwirkung an den Aphoristikertreffen erinnern. Man denke nur an seinen Vortrag 2008 „Zeichnend aphorisieren...“. Auch mit seinen Ausstellungen u. a. in München, Hannover, Oerlinghausen, Hattingen und Hilden hat er viele Bewunderer und Freunde in Deutschland gewonnen. Dass er nun für immer von uns gegangen ist, macht uns sehr betroffen. Seine Verdienste um eine Förderung der polnisch-deutschen Verständigung, eines wert- und würdevollen Miteinanders der Menschen generell sind nicht hoch genug einzuschätzen. In seinen Zeichnungen und Installationen hat er stets Flagge gezeigt und wird uns dadurch auch weiterhin begleiten. So wird auch das Aphoristikertreffen 2014 eine seiner Zeichnungen („Punktlandung“) als „Markenzeichen“ tragen. Die Erinnerung an Zygmunt Januszewski wird auch bei uns wach bleiben.

Vorstand DaphA Hattingen

Impressum


Herausgeber: Förderverein Deutsches Aphorismus Archiv
(DaphA) e.V. (www.dapha.de)

c/o Stadtmuseum Hattingen, Marktplatz 1-3,
45527 Hattingen (aphorismus@hattingen.de)

Abbildungen: Zygmunt Januszewski (17.2.1956 - 12.9.2013)

Gestaltung: fürSt.design, Bochum (fuerst.design@gmx.de)

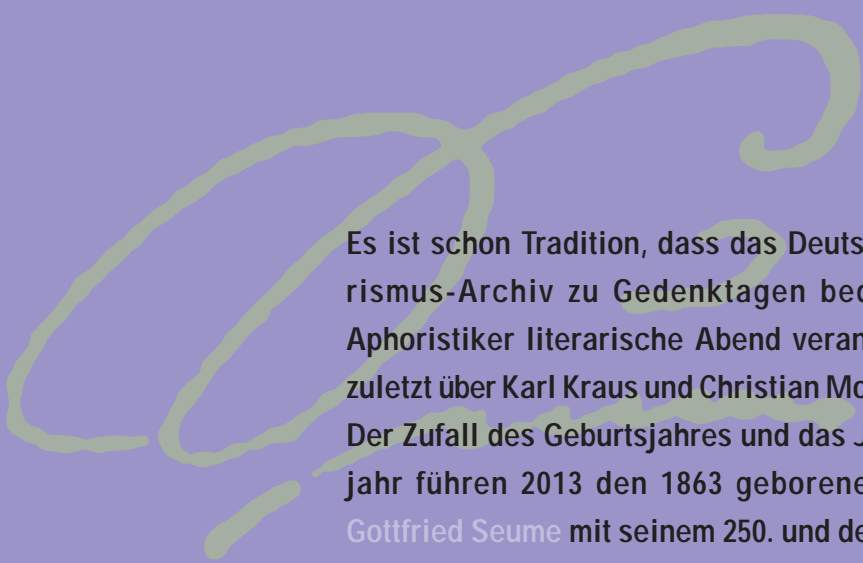
Auflage: 250 Expl., Dezember 2013

Hinweis zum Urheberrecht: Die in dieser Dokumentation verwendeten Abbildungen von Johann Gottfried Seume und Friedrich Hebbel wurden, wenn nicht anders angegeben, als frei von bekannten urheberrechtlichen Einschränkungen identifiziert, einschließlich aller verwandten Schutzrechte. Sie dürfen kopiert, verändert und verbreitet werden, auch zu kommerziellen Zwecken, ohne um Erlaubnis bitten zu müssen. Diese Bilddateien sind gemeinfrei, weil ihre urheberrechtliche Schutzfrist abgelaufen ist oder von den Fotograf/innen freigegeben wurden. 





Zygmunt Januszewski: „Poeta“



Es ist schon Tradition, dass das Deutsche Aphorismus-Archiv zu Gedenktagen bedeutender Aphoristiker literarische Abend veranstaltet, so zuletzt über Karl Kraus und Christian Morgenstern. Der Zufall des Geburtsjahres und das Jubiläumsjahr führen 2013 den 1863 geborenen Johann Gottfried Seume mit seinem 250. und den 1813 geborenen Friedrich Hebbel mit dem 200. Geburtstag zusammen. Haben sie sonst etwas, das sie verbindet und berechtigt erscheinen lässt, sie an einem Abend gemeinsam vorzustellen? Der Hunger? Das Zu-Fuß-Gehen? Stipendien und reiche Frauen? Friedemann Spicker und Jürgen Wilbert „untersuchen“ es in bewährter unterhaltender Weise im Wechselspiel von Aphorismen, Originalzitate und Informationen zur Biographie.

